

Ein Gartendirektor setzt sich durch

Karriere in Preußen: Rechtzeitig zu seinem heutigen 150. Todestag erscheint eine neue Biographie des großen Gartenarchitekten Joseph Peter Lenné.

Eure Majestät begreifen immer noch nicht das Geistreiche meiner Idee.“ Den ungeduldrigen Worten Peter Joseph Lennés gegenüber seinem Dienstherrn, König Friedrich Wilhelm IV., zum Thema des Potsdamer Gartenreiches lässt sich einiges über Stellung wie Selbstbewusstsein dieses von Bonn am Rhein nach Berlin verpflanzten Gartenarchitekten ablesen. Lenné, 1828 zum königlichen Gartendirektor, später zum preußischen General-Gartendirektor ernannt, hat lange sogar über Berlin und Potsdam hinaus sein Metier wie kein Zweiter seit Lé Notre's Tagen dominiert.

Vor hundertfünfzig Jahren ist er als hochdekorierter Mann gestorben, und genau zweihundert Jahre ist es her, dass seine preußische Karriere mit einer kleinen, exklusiven gärtnerischen Aufgabe an der Chaussee von Berlin nach Potsdam begann: der Umwandlung der Obstterrassen des Gutes Klein-Glienicke in einen eleganten Pleasureground für den Staatsrat von Hardenberg. Am Ende hatte Lenné – von Berlin bis zur Insel Wörth im Sarnberger See, von Aachen bis Frankfurt an der Oder – mehr als 350 Parkanlagen geschaffen. Lenné war der erste Gartenarchitekt, der eine Mitgliedschaft in der Berliner Akademie erwarb; eine repräsentative Stadtvilla in Sanssouci, eine vom König gestiftete Büste und Lorbeerkränze folgten.

Monopolistischer Erfolg weckt Zweifel. Lennés Rolle wie sein Ruf als Prima-donna deutscher Gartenkunst des neunzehnten Jahrhunderts verdanken sich – folgt man dem gerade erschienenen Buch des Berliner Landschaftsarchitekten Clemens A. Wimmer – vor allem einer Mischung aus Ehrgeiz und raffinierter Mythenbildung. Ein Hilfsmittel für Letztere war der 1853 für die Akademie der Künste verfasste Lebenslauf, aus dem spätere Darstellungen nach Wimmer mehr oder weniger unbescheiden zitierten. In der Tat dienen Autobiographien meist mehr als der Wahrheit dem Zweck, für die Nachwelt ein von un schönen Momenten gereinigtes Bild zu malen. Für Lenné gilt nach Wimmer, dass hier frühe kritische Stimmen überhört wurden. Die Mythologisierung des Mannes, angefangen bei den unmittelbaren Nachfolgern in den von Lenné geschaffenen gärtnerischen Institutionen und fortgesetzt in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts, in denen Lenné als „Antlitz besten deutschen Geistes“ gerühmt wurde, dauert bis heute an.

Nun sind die Grundzüge von Leben und Werk Lennés eigentlich bekannt.

Sein zweihundertster Geburtstag im Jahr 1989 war Anlass mehrerer Monographien. Zuletzt erschien 2014 ein populärer Bildband, der, selten genug, auch einmal eine aktuelle Sicht auf eine repräsentative Auswahl der Anlagen Lennés bot. Wimmers Biographie, die manches Detail klarstellen kann und den rheinischen Hintergrund der Gartendynastie wie auch den späteren preußischen Kontext anschaulich ausleuchtet, zielt auf eine Art psychosoziale Analyse des Erfolgs. Die entscheidende Weichenstellung hierfür scheint durch die Kontakte des Vaters zu den neuen Machthabern im preußisch gewordenen Rheinland, allen voran zu Staatskanzler Hardenberg, erfolgt zu sein.

Den väterlichen Ermahnungen, sich im Netz der Potsdamer Amtskollegen höflich, bestimmt, aber nicht zu offenherzig zu zeigen, folgt der Sohn, der ansonsten die Bedeutung der eigenen Arbeiten gern übertreibt und in der Konkurrenz mit den preußischen Hofgärtnern wenig zimperlich ist. Auch die späteren Jahre, in denen Lennés Schüler Gustav Meyer meist die kolorierten Pläne zeichnet und nach Wimmer als deren eigentlicher Schöpfer zu betrachten sei, sind von Beschönigungen geprägt. Wimmers Kritik macht manche Anleihe bei einem Buch der Tochter des sei-

Neu im F.A.Z.-Lesesaal

Martin Caparrós: Der Hunger

Der Lesesaal ist unser multimediales Internetforum, auf dem sich Leser untereinander sowie mit Autoren und Redakteuren über Bücher austauschen können. Sie finden es unter der Adresse www.faz.net/lesesaal.

nerzeitigen Potsdamer Hofgärtner, Karoline Schulze, die vermutlich als Enttuschung über eine verweigerte Heirat Lenné als „selbststüchtig, intrigierend, ehrgeizig, ruhmstüchtig, sich selbst überhebend und überschätzend, vor allen Dingen aber auf Vortheil und Gewinn spekulierend“ charakterisiert.

Wimmers Buch schildert das Berlin-Potsdamer Umfeld Lennés anschaulicher als manche rein wissenschaftliche Darstellung. Hingegen bleibt man im Unklaren darüber, welche Botschaft sich mit solch einer Charakterstudie vermitteln soll. Liest man die Kritik gewissermaßen gegen den Strich, offenbart sie bei Lenné ein hohes Maß an Geschick wie Durchsetzungskraft, ohne welche gerade bei den späten stadtplanerischen Projekten in Berlin das Kompetenzgewirr von Prinzregent und König, städtischen Bauräten, Ministerien, Anwohnern und dem ebenfalls als Stadtplaner auftretenden Baumeister Schinkel nicht zu durchdringen gewesen wäre. Lenné nur als willfähriger Ausfühler der königlichen Pläne zu sehen, daran will man angesichts der Großmaßstäblichkeit der Entwürfe für eine grüne Erweiterung Berlins nicht recht glauben.

Dass Lenné unter seinen Zeitgenossen nicht beliebt war, lag neben dem Charakter und der landsmannschaftlichen Distanz wohl vor allem daran, Wimmer erwähnt es, dass er wenig Rücksicht auf



Vom General-Gartendirektor mit Entschiedenheit neu gestaltet: Blick auf den Park von Schloss Sanssouci im Winter Foto Action Press

preußische Traditionen nahm. Seine ersten großen Pläne für Sanssouci, den Berliner Tiergarten und den Schlosspark von Charlottenburg, die auf eine radikale landschaftliche Umformung zielten, verstand man auch als „Zerstörung“. Ein vergleichbarer Konservatismus schwingt mit, wenn Fürst Pückler, Lennés prominentester Kritiker, dem erfolgreichen

Rheinländer Schematismus vorwirft. Lennés Talent war in der Tat mindestens so groß im Organisieren und Netzwerken wie im Entwerfen und Zeichnen, das aber wusste man bereits; und dass zum Erfolg die Selbststilisierung gehört, nicht weniger. Vielleicht besaß Lenné gerade darin denn doch ein gehöriges Maß an Modernität. FRANK MAIER-SOLGK



Clemens A. Wimmer: „Der Gartendirektor Peter Joseph Lenné“. Eine Karriere am preußischen Hof.

Lambert Schneider Verlag, Darmstadt 2016, 240 S., Abb., geb., 24,95 €.

Was verbindet Debussy mit dem Eiersalat?

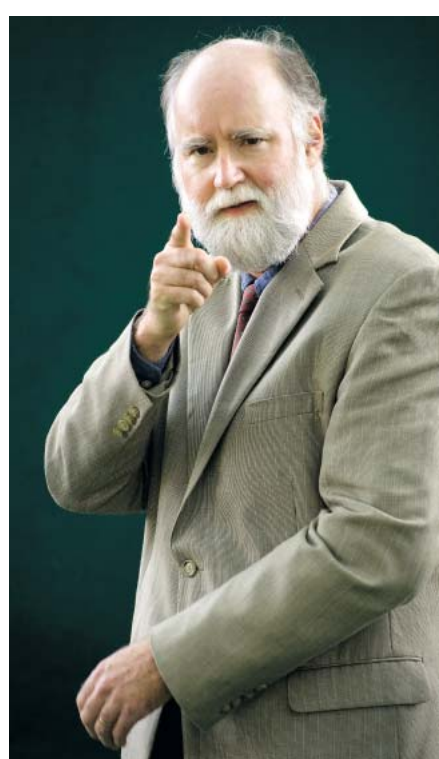
Alles lässt sich singen: Nicholson Bakers „Das Regenmobil“ ist eine abgründig-schlüpfrige Gelehrten-geschichte mit seltsamem Soundtrack

Er trägt listige Äuglein im Gesicht und einen akkurat getrimmten weißen Bart, er ist seit dreißig Jahren mit derselben Frau verheiratet und beugt sich in seinen Büchern mit altmodischer Sorgfalt, Scharfsinn und unzeitgemäßer Fröhlichkeit über so unscheinbare Gegenstände wie Rotz Nasen, Rolltreppen oder Rasenmäher. Man könnte Nicholson Baker für einen kauzigen Pilgervater, Waldschrat oder weltfremden Stubengelehrten halten. Dabei ist er ganz im Gegenteil humorvoll, menschenfreundlich und immer für Überraschungen gut. Onkel Baker kann tief sinnig über Eselsohren und Buchkultur, Obama und den Krieg als solchen nachdenken, aber er hat auch eine diebische Freude an pornographischen Romanen wie „Vox“ oder „Haus der Löcher“. Man traut ihm zu, dass er die Küchen- und Gartengeräte und Elektro-Dildos, die er mit so viel Sachkenntnis beschreibt, auch im wahren Leben fachgerecht benutzen und reparieren könnte. Aber nicht, dass er je einen halbwegs normalen Roman zustande bringt.

Bakers Alter Ego Paul Chowder jedenfalls zieht Memoiren, Tagebücher, Briefe und Musik jedem Roman vor. „Das Regenmobil“ ist denn auch eine merkwürdige Kreuzung aus Tagebuch und Blog, essayistischen Betrachtungen und lebensklugen Reflexionen. Worum es geht, ist nicht immer ganz klar und eigentlich auch egal. Paul sagt, so genau und aufrichtig, wie er kann, „Dinge, die gesagt werden müssen“, er zitiert und interpretiert Filme, Gedichte und Songs, macht sich Gedanken über Liebe, Ruhm und das Nichts, über Debussys „Versunkene Kathedrale“ und Eiersalatsandwiches. Wenn er nicht gerade die Hühner der Nachbarin füttert, in seinem klappri-

gen Kia Rio herumfährt, den Quäkergottesdienst besucht oder sich mit starken Zigarren wie *Fausto Esteli* und *Bone Crusher* oder noch stärkerem Kautabak das Hirn wegzublase versucht.

Schon in „Der Anthologist“ (2010) kam Paul beim Versuch, ein Vorwort für die Gedichtanthologie „Reim allein“ zu schreiben, vom Hölzchen aufs Stöckchen. Belesen, geistreich und gut gelaunt wie einst Peter Rühmkorf gab der Poeta doctus Originelles und Erhellendes über Vers und Rhythmus, Ezra Pound und japanische Haikus zum Besten. Inzwischen arbeitet Paul, mittlerweile 55 Jahre alt, eher lustlos an seinem Gedichtband „Kummerrümpfe“. Seine Freundin Rosslyn hat ihn verlassen, und um sie zurückzugewinnen, beginnt der verhinderte Orpheus ohne viel Talent Songs zu schreiben und zu vertonen. Für Paul gibt es keinen Unterschied zwischen U- und E-Musik, Pop und Klassik, Liebes- und Protestliedern; im Grunde ist sowieso jede Musik eine Form von Protest. So verwandelt der späberufene Singer/Songwriter alles, was ihm zustößt oder auffällt, lieb oder verhasst ist, in sing- und (darauf legt er großen Wert) tanzbare Musik, sei es das Geräusch von Eierschneidern, der Drohnenkrieg oder eine Darmspiegelung. Ein Protestsong des Autors gegen die militärische Nutzung einer südkoreanischen Insel („Jeju Island“) steht übrigens im Netz. Grundsätzlich empfiehlt es sich, bei der „Regenmobil“-Lektüre Youtube und Wikipedia zum Nachhören und Nachschlagen bereitzuhalten, auch wenn alles stimmt, was der Musikzyklopädist Baker über alte und neue Meister von Bach und Debussy bis zu Carly Simon und den Staple Sisters zu sagen hat.



Mit Sinn für Komik und die weiten Felder vermeintlich ganz nutzlosen Welten: Nicholson Baker Foto ddp



Nicholson Baker: „Das Regenmobil“. Roman.

Aus dem Englischen von Eike Schönfeld, Rowohlt Verlag, Reimbek 2015, 302 S., geb., 19,95 €.

So bunt und reichhaltig wie der Soundtrack ist auch die Palette der Themen, die Baker beschreibend und meditierend umkreist: bellende Rehe, furchende Motorbremsen, die Geburt des CIA aus dem Geist der Literatur, John Waynes Tod, das Fagott in der viktorianischen Lyrik und bei Paul Hindemith, eine Gedichtzeile von Keats, eine Bassline von Huey Lewis. Beim titelgebenden Regenmobil handelt sich übrigens um einen selbstfahrenden Rasensprenger der Kaufhauskette Sears. Das technische Wunderding mit den obszönen Schläuchen und Tentakeln rostet in seiner ganzen sinnlosen, tollpatschigen Schönheit in Pauls Gartenschuppen vor sich hin und wird irgendwann beim Einsturz der Messie-Hütte unter dem übrigen Gerümpel begraben.

Nicht ganz so federleicht und intelligent wie Bakers Gedanken sind leider seine Songs. Paul hat in seiner Jugend Fagott gespielt, aber jetzt klumpert er auf einer billigen Kaufhausgitarre kuriose Protest-Liebeslieder („Fahr mit mir in meinem Boot / mach den Text / nimm den Stock / knack die Nuss / hast du Bock“) und trällert dazu Refrains wie „ooh ist das schön“. Das ist vielleicht doch eher zum Tanzen als zum Lesen geeignet. Dabei hat der sympathische Hausmusiker durchaus Ehrgeiz. Beraten vom Sohn der Nachbarin, einem musikalisch und technisch beschlagenen Nerd, kauft sich Paul Soft- und Hardware vom Feinsten: Logic von Apple („Debussy hätte durchgedreht, wenn er auf seinem Computer Logic gehabt hätte“), EXS24 Sampler, Alchemy-Plug-in, das Axiom-61-Key-board und das sündhaft teure Audio-Technica-Stereomikrofon für Tonaufnahmen.

Anders als in Literatur, Dichtung und Gartenpflege kommt man in der populären Musik mit technischen Hilfsmitteln, Ratgebern und smarten Synthesizer-Mobilen ziemlich weit. Den richtigen Ton muss man zwar immer noch selbst treffen, aber wenn man Leben, Lieben und Denken mit Gefühl vertont, geht alles auf einmal ganz einfach. Alles reimt sich und harmoniert, selbst Dissonanzen und (von Eike Schönfeld großartig übersetzte) Begriffe wie „stetig goggel-mogge-lende Viertelnote“ oder „totale echolotmäßige Funkosität“. Was man schwarz auf weiß liest, ist eben nicht konzentrierte, destillierte Wahrheit und Wesentlichkeit: Schmilzt man das „Tonfleisch“ von der Sprache weg, bleibt nur noch der Knochen einer abstrakten, denaturierten Schrift übrig. Baker weiß, wie armselig eine bloß literarische Partitur im Vergleich zur Musik gesprochener Sprache ist: „Es gibt tausend unterschiedliche Arten, ‚hallo‘ zu sagen, aber nur eine, es gedruckt zu sagen.“

„Das Regenmobil“ ist oft klug und wunderbar komisch. Aber manchmal ist es auch ziemlich nutzloses Wissen, was Baker mit Gießkanne und Regenmobil großflächig versprüht und bewässert. Nichts Menschliches ist ihm fremd oder peinlich, aber jetzt ist es auch genug. Das mit den Protestsongs sollte er auf jeden Fall lassen; Paul kann Ross und seine Leser ja noch als Maler, Gartenkünstler, Koch oder Prediger beeindruckt. „Ich habe ein Problem damit, Songtexte zu schreiben“, klagt Paul einmal. „Entweder sie sind zu einfach, zu überschuldet oder zu sexuell. Es ist beruhigend, sich immer mal wieder einen Dancesong anzuhören, weil die meistens sehr wenig Text haben.“ MARTIN HALTER

Schatten über dem Großvater

Sabine Rennefanz übt sich in Traumabewältigung mit der Brechstange

Die verstaubte, hinter alten Möbeln, Koffern und Schachteln auf dem Dachboden verborgene Kiste, die bei zufälliger Entdeckung das seit Jahren peinlich gehütete Familiengeheimnis enthüllt, ist in den vergangenen Jahren als Erzählanlass notorisch geworden. Man sollte es sich aber nicht allzu leicht machen mit dem Lächeln über etwaige Abgedroschenheiten, öffnen doch Romane über die Großeltern-Generation nicht selten Perspektiven auch auf das, was sich jenseits der populären Linien der Geschichtsschreibung zugetragen hat. Im besten Falle machen sie darüber hinaus ein Phänomen begreifbar, das erst in den letzten Jahren als solches erkannt worden ist: die transgenerationale Traumatisierung, die Frage danach mithin, wie sich die Erfahrungen der Großeltern-Generation in die Psyche der Enkel eingeschrieben haben.

Sabine Rennefanz, die im Jahr 2013 mit „Eisenkinder“ ein Sachbuch über die Mentalität der ostdeutschen Nachwende-Generation veröffentlicht hat, wählte für ihr Romandebüt „Die Mutter meiner Mutter“ eine zaghaft variierte Version der Großeltern-Erzählung. Das entlarvende, zwischen Unterlagen und Fotos aufbewahrte Dokument – die eigene Geburtsurkunde – hat die Mutter der Erzählerin bereits als Kind entdeckt (in einer Schublade, nicht in einer Kiste). Die Bedeutung dieser Urkunde erschließt sich indes erst nach einer Familienaufstellung, die wiederum die Tante der Erzählerin vornehmen lässt. „Das Medium sagte, dass die Schmerzen meiner Tante mit ihrem Vater zusammenhängen. Das Medium sagte, es hinge ein Schatten über meinem Großvater. Ein Geheimnis.“

Der Schatten, der über dem bereits vor Jahren verstorbenen Großvater hängt, ist ein wahrhaft grausamer, der zugleich auf eine Ungeheuerlichkeit verweist, die bei-leibe kein Einzelfall ist. Die Großmutter der Erzählerin ist als polnisches Flüchtlingskind am Ende des Zweiten Weltkrieges in den kleinen Ort gekommen, in dem sie noch heute lebt. Heimisch geworden scheint sie hier allerdings nie. Eher hat es den Eindruck: Die zierliche, wortkarge Frau, die als junges Mädchen wachts von russischen Soldaten aus ihrem eigentlichen Zuhause vertrieben wurde, versteckt sich vor den Dorfbewohnern genauso wie vor dem eigenen Leben. Sie sitzt in abgedunkelten Zimmern oder liegt den halben Tag im Bett.

So hat sie sich der Erzählerin in Kindertagen als das komplette Gegenteil des lebenslustigen und stets feierlaunigen Großvaters eingeschrieben. Während er Geborgenheit verhielt, verweigerte die spröde Großmutter selbst die Andeutung körperlicher Nähe. Nun, Jahrzehnte später, wird das Rätsel ihrer Verslossenheit gelüftet: Als junge Frau ist die Großmutter von dem wesentlich älteren Mann vergewaltigt worden, perfiderweise auf dem Dachboden des Hauses, in dem sie noch immer lebt. Weil aus der Vergewaltigung ein Kind hervorging – die Mutter der Erzählerin von Rennefanz’ Roman –, folgten kurz nach dessen Geburt auf das verschleierte Verbrechen eine unglückselige Hochzeit und eine ebensolche Ehe.

So, wie der Dachboden und die mit ihm verbundenen Erinnerungen auf der Großmutter lasten, so bedrückend und dabei unbedingt wesentlich ist der Stoff dieses Debütromans, der zudem durch die Flüchtlings-thematik noch eine aktuelle Tangente erhält. Dass die Erzählerin selbst wiederkehrend von der eigenen Verdrängung träumt, von der sie ausgerechnet durch den Großvater gerettet wird, ist eine traurig-böse, aber vermutlich sehr realitätsnahe Ironie.

Umso bedauerlicher, dass die literarische Umsetzung wenig überzeugt. Die Erzählperspektiven sind immer wieder ähnlich unentschieden und ungeordnet wie die zeitlichen Zusammenhänge, ohne dass sich daraus ein erzählerisches Konzept ergeben würde. Die vielen Wiederholungen etwa des Satzes „Ich habe etwas über deinen Großvater herausgefunden“ erscheinen wie die etwas angestrengte Behauptung einer Dringlichkeit, obgleich es dieser rhetorischen Brechstange gar nicht bedürft hätte angesichts der Tragweite des Stoffes. Andere Wiederholungen muten dagegen eher an, als seien sie der Autorin unterlaufen und als sei die Arbeit am Material in einem vorläufigen Zustand beendet worden.

Das führt dazu, dass dieser Roman insgesamt den Eindruck erweckt, als laboriere er an einem ähnlichen Syndrom wie das Opfer, die Tochter und die Enkeltochter des Vergewaltigers: Obgleich sie schon lange weiß, was geschehen ist, scheitert sie noch daran, das Geschehene in Worte zu fassen. WIEBKE POROMBKA

Sabine Rennefanz: „Die Mutter meiner Mutter“. Roman. Luchterhand Literaturverlag, München 2015, 256 S., geb., 19,99 €.